ASKARI-DENKMAL

Zum Schießen

Das Askari-Denkmal in Jenfeld gilt als Nazikunst. Versteckt werden aber soll es nicht. Ein Entschluss mit skurrilen Folgen.

VON Konstantin Richter | 16. November 2014 - 03:23 Uhr

© dpa

Askari-Relief im Tansania-Park in Hamburg-Jenfeld

Eigentlich soll sich Staatsrat Wolfgang Schmidt um die ganz großen Dinge kümmern. Er ist Hamburgs Mann in Berlin, zuständig für die Beziehungen zum Bund, zu Europa und zum Rest der Welt. Wenn der Staatsrat, der ein großes, helles Büro im Regierungsviertel hat, über das Denkmal spricht, klingt er ratlos. Ein "Nischenthema" sei das Denkmal, sagt Schmidt, manchmal würde er es am liebsten verschwinden lassen, einlagern, einen Bulldozer hinschicken.

Aber ausgerechnet dieses Nischenthema beschäftigt nun den Mann für die ganz großen Dinge. Und das ist nur *ein* kurioses Detail der an Kuriositäten so reichen Geschichte des Hamburger Askari-Denkmals . Einer Geschichte voller Grotesken: Schill-Senatoren, falsche tansanische Stimmen, Bundeswehr-Blaskapellen, wuchernde Brennnesseln und am Schluss eine erstaunliche Wende.

Das Denkmal also. Es steht 250 Kilometer entfernt von Schmidts Berliner Büro, in Hamburg-Jenfeld. *Deutsch-Ostafrika-Kriegerdenkmal.* So hieß es 1939, als es die Nationalsozialisten als Teil der Lettow-Vorbeck-Kaserne errichteten. Heute werden die beiden Terrakotta-Blöcke meist Askari-Reliefs genannt. Sie zeigen einen deutschen Kolonialsoldaten und afrikanische Söldner, die sogenannten Askari . Eine Hommage der Nazis an die deutsche Kolonialherrschaft.

Wenn man die Reliefs nun zu einer Erinnerungsstätte machen will – und darum geht es in dieser bizarren Angelegenheit –, muss man sich überlegen, woran sie überhaupt erinnern sollen, an die Nazizeit, an den Kolonialismus oder an beides.

Hamburg arbeitet sein koloniales Erbe auf und setzt damit Maßstäbe

Absurd ist nur: Als die Askari-Reliefs 2002 in Jenfeld aufgestellt wurden, spielten diese Fragen für die Befürworter keine Rolle. Der Kulturkreis Jenfeld e. V., angeführt von einem pensionierten Malermeister, wollte die Reliefs unbedingt in Jenfeld haben, einfach damit der Stadtteil auch endlich mal etwas zu bieten hat. Hamburgs damaliger Bausenator Mario Mettbach, Schill-Partei, unterstützte den Plan. Der Malermeister ist inzwischen tot. Mettbach ist politisch tot. So richtig kann keiner mehr sagen, was das sollte mit den Askari.

Aber plötzlich standen sie eben da.

Und bereiten seitdem Kopfzerbrechen. Beschäftigen Anwohner, Historiker, Professoren und sogar den Staatsrat in Berlin. Über alles ist gestritten worden : Was soll aus den Reliefs werden? Soll es Schautafeln geben? Was soll draufstehen? Wie soll die Grünfläche heißen, auf der das Denkmal steht? Tansania-Park oder Bayume-Mohamed-Hussein-Park? Geschichtsgarten Hamburg-Tansania oder Gedächtnisstätte Deutscher Kolonialismus in Afrika? Und wer soll eigentlich den Rasen mähen? So geht das seit mehr als zehn Jahren.

Jetzt gibt es eine Lösung. Eine ziemlich große Lösung. Die Stadt arbeitet ihre koloniale Vergangenheit auf – und stellt dafür 400.000 Euro bereit. Damit setzt Hamburg Maßstäbe, deutschlandweit, sogar international. Dieser Senatsbeschluss zur Aufarbeitung des kolonialen Erbes, verabschiedet im Juli, wäre ohne den Streit in Jenfeld kaum zustande gekommen. Das ist schon komisch. Oft scheitern ehrgeizige Pläne am Klein-Klein des politischen Alltags. Dies hier ist die umgekehrte Geschichte: Aus einem jahrelangen Klein-Klein wurde, fast wie versehentlich, ein immenses Projekt.

Der Mann, der sich darum kümmern soll, ist Historiker an der Hamburger Uni. Staatsrat Schmidt war es, der vor zwei Jahren bei Jürgen Zimmerer anrief und ihn bat, sich die Askari anzuschauen. Seither ist Zimmerer bestimmt zehnmal in Jenfeld gewesen, jetzt ist er schon wieder da. Er zeigt auf die Askari, die mit ihren drei Metern eineinhalbmal so hoch sind wie er selbst. Er sagt: "Man müsste erst einmal herausfinden, wofür die Askari-Reliefs überhaupt stehen." Er soll nun eine Tagung organisieren, auf der alle etwas zu den Askari sagen sollen, die etwas zu den Askari sagen wollen.

Zimmerer trägt ein graues Jackett und einen Wanderrucksack. Was passend ist. Leicht ist es nicht, zu den Reliefs zu kommen. Sie stehen, versteckt hinter Rhododendren, Birken und Stacheldraht, am Rand einer Brache, genauer: des ehemaligen Kasernengeländes, auf dem bald ein gigantisches Wohnprojekt entstehen soll, die Jenfelder Au . Um durch das Tor in den überwucherten Park zu den Askari zu gelangen, braucht man einen Schlüssel. Dort

finden sich neben den Reliefs auch noch ein Ehrenmal für gefallene Kolonialsoldaten, vier verwitterte Holzbänke und unzählige Brennnesseln.

Zimmerer deutet auf die nach hinten gewandten Augen des deutschen Soldaten und auf die geballte Faust, die den nationalsozialistischen Anspruch auf das verlorene Kolonialreich signalisieren soll. "Die Askari-Reliefs sind sowohl ein kolonialrevisionistisches Denkmal als auch ein nationalsozialistisch-expansionistisches ", sagt er. Aber was sollen sie jetzt signalisieren, hier in Jenfeld? Zimmerer weiß es auch nicht. Statt einer Antwort erzählt er, wie ihm ein Uni-Kollege vor dem Projekt gewarnt habe: "Das ist eine ganz absurde Geschichte, lassen Sie die Finger davon."

Richtig los ging die Geschichte Ende der Neunziger, als die Bundeswehr die Lettow-Vorbeck-Kaserne in Jenfeld räumte. Plötzlich waren da diese Reliefs, politisch anrüchig, aber auch rätselhaft: Keiner wusste, warum die Nazis den Afrikanern ein Denkmal gesetzt hatten. Man ließ die Reliefs verschwinden, lagerte sie ein, bei einem Steinmetz in Seevetal. Dann hatten die konservativen Mitglieder des Traditionsverbands ehemaliger Schutz- und Überseetruppen eine Idee: Sie schlugen vor, die Askari am Elbhang aufzustellen, auf der Terrasse des Privatmuseums von Ex-Springer-Chef Peter Tamm. Als Willkommensgruß an einfahrende Schiffe. Die Idee fand keinen Anklang, außer bei Tamm.

In Jenfeld wiederum hatte sich der pensionierte Malermeister mit seinem Heimatverein gemeldet und wollte die Reliefs unbedingt zurückholen – irgendeine Attraktion brauche schließlich jedes Viertel. Und so schlimm sei doch die deutsche Kolonialherrschaft gar nicht gewesen. Gleich neben dem Schutztruppen-Ehrenmal sollten die Reliefs ihren Platz finden und, um dem Ganzen einen pazifistischen Anstrich zu geben, mit dem tansanischen Expo-Pavillon kombiniert werden. Der Senat gab, motiviert von Senator Mettbach, 25.000 Euro dazu. Kuriose Randnotiz: Die benachbarten Kasernengebäude waren zwischenzeitlich zur Unterkunft für Asylbewerber geworden.

Nazikunst, Expo-Pavillon, Asylbewerber: Im Grunde war von Anfang an klar, dass es politische Proteste geben würde.

Um die Kritiker an Bord zu holen, wurde ein erster Beirat gegründet. Unversöhnlich saßen sich linke Akademiker und konservative Lokalpatrioten gegenüber. Alles wurde kritisiert, auseinandergenommen: Name, Konzept und die Frage nach dem Zusammenhang zwischen Askari und Expo 2000 . Als sich der Beirat nach einem Jahr auflöste, zankte man über den Abschlussbericht.

Normalerweise kämpfen sich Streitparteien irgendwann müde. Bei den Askari-Reliefs war das anders. Da gab es linke Gruppierungen wie Hamburg Postkolonial und Eine Welt Netzwerk . Und Leute wie HM Jokinen. Die einfach nicht aufgeben, Brennnesseln nicht wuchern, das peinliche Vergessen nicht walten lassen wollten. Manche Leute sagen über

Jokinen: Sie nervt. Aber dass der Senat jetzt das koloniale Erbe aufarbeiten will, ist auch auf die Beharrlichkeit Jokinens und ihrer Mitstreiter zurückzuführen.

HM Jokinen ist Künstlerin, ihr Thema ist Jenfeld, aber zum Gespräch schlägt sie ein Café in Ottensen vor. Hinter ihr an der Wand, im Café Olé, hängen afrikanische Masken. Eigentlich möchte Jokinen nicht mehr viel sagen zu den Askari, das solle die *black community* machen. Jokinen findet, dass Hamburgs *black community* im ganzen Prozess nicht berücksichtigt wurde. Sie selbst war in diesem Prozess von Anfang an dabei, hat offene Briefe geschrieben, eine postkoloniale Performance mitveranstaltet und dafür gekämpft, dass die Grünfläche nach Bayume Mohamed Hussein benannt wird, einem Askari, der in Sachsenhausen umgebracht wurde. Inzwischen steckt sie so tief in dem Projekt drin, dass es kaum jemanden aus der *black community* gibt, der sich so gut mit den Reliefs auskennt wie sie. Deshalb hat sie sich doch überreden lassen zu einem Gespräch.

Sie sagt: "Jenfeld sollte erinnerungskulturell nach postkolonialen, künstlerisch und pädagogisch angemessenen dekolonisierenden Gesichtspunkten gestaltet werden."

Gerade erst war Jokinen wieder in Jenfeld, mit einem Künstler aus Benin. Der Künstler wollte am Denkmal eine Installation errichten – mit Marionetten und der Schallplatte einer Bundeswehr-Blaskapelle – finanziert von der Kulturbehörde. Aber der Künstler hatte eine Sorge: Jenfeld sei ihm zu weit weg, sagte er, nicht belebt genug, und im Grunde genommen geht es Jokinen und ihren Mitstreitern ähnlich. Jenfeld genügt ihnen nicht, am liebsten möchten die Linken ganz Hamburg nach dekolonisierenden Gesichtspunkten gestalten. Den Hafen, die Kontorhäuser, die Alster, die Elbchaussee, den ganzen Reichtum, der ihrer Meinung nach auf kolonialer Ausbeutung beruht. Vielleicht hat der Prozess auch deswegen so lange gedauert. Immer ging es um mehr als bloß um Jenfeld.

Der für Schautafeln zuständige Beirat wurde erst nach sieben Jahren fertig

Der Tansania-Park wurde im September 2003 eröffnet. Der tansanische Präsident, der sein Kommen zugesagt hatte, reiste gar nicht erst an. Auch die Senatsvertreter sagten ab. So blieb der Heimatverein unter sich, ein paar alte Männer, die im Schatten der Terrakotta-Askari zufrieden ihren Sekt tranken. Endlich war der Tansania-Park fertig! Unzugänglich blieb er trotzdem, umzäunt von Stacheldraht, weil man die Reliefs vor antifaschistischen Vandalen schützen wollte. Und in der Politik reifte die Erkenntnis, dass etwas getan werden musste. Irgendwas mit Museumspädagogik. Info-Kästen. Audioguides.

© dpa

Das zweite Askari-Relief im Hamburger Tansania-Park

Ein zweiter Beirat wurde 2005 gegründet, mit dem Ziel, Texte für Schautafeln zu erarbeiten. Diesmal schickte man sogar eine Delegation nach Tansania, um die afrikanische Perspektive abzubilden. Dort trafen ein paar Akademiker zusammen und kamen zum Schluss, dass auch der konstruktive Beitrag der deutschen Kolonialmacht zur örtlichen Infrastruktur erwähnt werden müsse. Das war die Perspektive aus Daressalam. Als Professor Zimmerer später den Beitrag sah, fragte er entgeistert: "Was ist denn das?" – "Das ist die tansanische Stimme", hieß es. Zimmerer: "Dann habt ihr die falsche tansanische Stimme erwischt!"

Als der zweite Beirat nach sieben Jahren die Arbeit abschloss, kamen 30 Manuskriptseiten zusammen. Genug, um den Park mit Schautafeln wahlweise zuzupflastern, zu überdachen oder zu unterkellern. Jetzt müssen die Texte wieder gekürzt werden, das macht die Kulturbehörde.

2011 übernahm die SPD das Hamburger Rathaus. Wolfgang Schmidt wurde Staatsrat. Da hörte er zum ersten Mal von den Askari-Reliefs. Als ehemaliger Juso kennt Schmidt sich im postkolonialen Diskurs aus, er hat sich jahrelang mit Entwicklungspolitik beschäftigt. Gruppen wie das Eine Welt Netzwerk bezeichnet er als seine Kundschaft. Also fuhr er nach Jenfeld und kletterte über das Tor. "Skurril", fand er die Reliefs. Aber dann beschloss er, dass man die Legislaturperiode nutzen müsse, um für das leidige Thema eine Lösung zu finden.

Schmidt wandte sich an Jürgen Zimmerer und bat ihn, sich die Askari anzuschauen. Zimmerer wiederum schlug vor, das Problem der fehlenden afrikanischen Perspektive mit einem Stipendium für einen tansanischen Doktoranden zu lösen. Und er regte an, mehr koloniale Erinnerungsorte zu schaffen als bloß Jenfeld.

Zimmerer traf sich mit Dorothee Stapelfeldt. Die Wissenschaftssenatorin fühlte sich an Hamburgs große Nazizeit-Aufarbeitung in den Achtzigern erinnert und versprach

finanzielle Unterstützung. So kamen weitere Elemente und das passende Budget dazu. 200.000 Euro für eine Forschungsstelle zu Hamburgs kolonialer Vergangenheit, 100.000 Euro für ein Tandem-Promotionsstipendium. 20.000 Euro für die Tagung zu den Askari-Reliefs. 5000 Euro für die Pflege der Grünfläche, die nach neustem Stand Geschichtsgarten Deutschland-Tansania/Gedenkort Deutscher Kolonialismus in Afrika heißen soll.

Professor Zimmerer findet, dass der Senat mit dem Beschluss zum kolonialen Erbe eine "Vorreiterrolle" übernommen habe, auch international: "Hier ist eine Regierung, die sagt: ›Ja, wir müssen das tun‹, und dafür auch noch Geld in die Hand nimmt. Wo gibt es das sonst?"

Die Künstlerin HM Jokinen ist immer noch unzufrieden und fragt, wo die Stimme der *black community* bleibe.

Die Leute vom Kulturkreis Jenfeld und vom Traditionsverein ehemaliger deutscher Schutztruppen können nichts mehr sagen, sie sind fast alle tot.

Und Staatsrat Schmidt sagt, dass man immer etwas kritisieren könne. Aber in diesem besonderen Fall dürfe man auch mal zugeben: "Die Lösung, die wir jetzt haben, ist gut."

COPYRIGHT: ZEIT ONLINE
ADRESSE: http://www.zeit.de/2014/45/askari-denkmal-hamburg-jenfeld